

„Ja.“

„Und beim Gerichtshofe den Ruf des ehrlichsten, des strengrechtlichsten Beamten hatte?“

„Ja wohl, gnädiger Herr,“ rief Bertuccio, „dieser Mann mit dem unbesleckten Rufe...“

„Nun?“

„War ein Niederträchtiger.“

„Bah!“ versetzte Monte Christo, „unmöglich!“

„Es ist dennoch, wie ich Ihnen sage.“

„Oh! in der That! und Sie haben den Beweis davon.“

„Ich hatte ihn wenigstens.“

„Und Sie haben ihn verloren, Ungeschickter?“

„Ja, doch wenn man gut sucht, kann man ihn wohl finden.“

„Wahrhaftig!“ sprach der Graf, „erzählen Sie mir dies, mein Herr Bertuccio, denn es fängt wirklich an mich zu interessieren.“

Und eine Melodie aus Lucia trällernd, setzte sich der Graf auf eine Bank, während ihm Bertuccio, seine Erinnerungen sammelnd, folgte:

Bertuccio blieb vor Monte Christo stehen.

---

## Viertes Kapitel.

### Die Vendetta.

„Wo soll ich anfangen, Herr Graf,“ fragte Bertuccio.

„Wo Sie wollen,“ erwiderte Monte Christo, „denn ich weiß durchaus nichts.“

„Ich glaubte doch, der Herr Abbé Bufoni hätte Eurer Excellenz gesagt...“

„Ja, allerdings einige Umstände, aber es sind sieben oder acht Jahre darüber hingegangen, und ich habe Alles vergessen.“

„Ich kann also ohne befürchten zu müssen, ich langweille Euer Excellenz...“

„Vorwärts, Herr Bertuccio, Sie nehmen für mich diesen Abend die Stelle einer Zeitung ein.“

„Die Sache geht in das Jahr 1815 zurück.“

„Ah! ah!“ rief Monte Christo, „1815 ist nicht gestern.“

„Nein, gnädiger Herr, aber dennoch sind die geringsten Umstände meinem Gedächtniß so gegenwärtig, als lebten wir erst den zweiten Tag darauf. Ich hatte einen Bruder, einen älteren Bruder, der dem Kaiser diente. Er war Lieutenant in einem ganz aus Corsen bestehenden Regiment geworden. Dieser Bruder war mein einziger Freund; wir waren, ich mit fünf, er mit achtzehn Jahren, Waisen: er zog mich auf, als wäre ich sein Sohn gewesen. Im Jahre 1814 unter den Bourbonen verheirathete er sich; der Kaiser kam von der Insel Elba zurück, mein Bruder nahm sogleich wieder Dienste, und zog sich, bei Waterloo leicht verwundet, mit der Armee hinter die Loire.“

„Aber was Sie mir da erzählen, ist die Geschichte der hundert Tage, und diese ist, wenn ich mich nicht täusche, bereits gemacht.“

„Entschuldigen Sie, Excellenz, diese Einzelheiten sind nothwendig, und Sie haben mir geduldig zu sein versprochen.“

„Vorwärts! vorwärts! ich habe nur ein Wort.“

„Eines Tags empfingen wir einen Brief; ich muß Ihnen sagen, daß wir in dem kleinen Dorfe Rogliano am äußersten Ende des Capo Corso wohnten: dieser Brief war von meinem Bruder: er theilte uns mit, die Armee wäre entlassen und er würde über Chateauroux,

Clermont-Ferrand, le Puy und Nîmes zurückkommen; er bat mich, wenn ich etwas Geld hätte, es ihm durch einen Wirth in Nîmes, mit dem ich einiger Maßen in Verbindung stand, zukommen zu lassen.

„Schmuggler-Verbindung?“

„Si, mein Gott, mein Herr Graf, man muß doch leben.“

„Gewiß, fahren Sie fort.“

„Ich liebte meinen Bruder zärtlich, wie ich Ihnen sagte, Excellenz, und war entschlossen, nicht ihm das Geld zu schicken, sondern selbst zu bringen. Ich besaß etwa tausend Franken, ließ fünfhundert davon Assunta, meiner Schwägerin, nahm die andern fünfhundert und begab mich auf den Weg nach Nîmes. Es war dies etwas Leichtes, ich hatte meine Barke und auch eine Ladung zur See zu machen; Alles begünstigte mein Vorhaben.“

„Als aber die Ladung gemacht war, wurde der Wind conträr, so daß wir vier oder fünf Tage arbeiteten, ohne in die Rhone einlaufen zu können. Endlich gelang es uns; wir fuhren bis Arles hinauf, ich ließ die Barke zwischen Bellegarde und Beaucaire, und schlug den Weg nach Nîmes ein.“

„Wir kamen an, nicht wahr?“

„Ja, Herr Graf, entschuldigen Sie mich, aber ich sage, wie Euere Excellenz sehen wir, nur durchaus nothwendige Dinge. Es war die Zeit, wo die berüchtigten Mezeleien im Süden statthatten. Es fanden sich da ein paar Räuber, genannt Crestaillon, Truphemy und Graffan, die auf den Straßen alle diejenigen erwürgten, welche des Bonapartismus verdächtig waren. Ohne Zweifel hat der Herr Graf von diesen Ermordungen sprechen hören?“

„Auf eine unbestimmte Weise; ich war damals sehr ferne von Frankreich. Fahren Sie fort.“

„Als ich nach Nîmes kam, wadete man buchstäblich im Blute, bei jedem Schritt stieß man auf Leichen; in

Banden organisirte Mörder tödteten, plünderten, sengten und brannten.

„Bei dem Anblicke dieser Schlächtereier erfaßte mich ein Schauer, nicht für mich, den einfachen corsischen Fischer, denn ich hatte nicht viel zu befürchten, im Gegentheil, das war für uns Schmuggler eine gute Zeit, sondern für meinen Bruder, einen Soldaten des Kaiserreichs, der von der Loire-Armee mit seiner Uniform und seinen Epauletten zurückkam und folglich Alles zu befürchten hatte.

„Ich lief zu unserem Wirth, meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht; mein Bruder war am Abend zuvor in Nîmes angekommen und vor der Thüre des Mannes, von welchem er Gastfreundschaft forderte, ermordet worden.

„Ich that Alles in der Welt, um die Mörder in Erfahrung zu bringen, aber Niemand wagte es, mir ihre Namen zu sagen, so sehr waren sie gefürchtet. Ich dachte nun an die französische Justiz, von der man mir so viel gesprochen hatte, an sie, welche nichts fürchtet, und begab mich zum Staatsanwalt.“

„Und dieser Staatsanwalt hieß Villefort?“ fragte Monte Christo auf eine nachlässige Art.

„Ja, Excellenz: er kam von Marseille, wo er Substitut gewesen war. Sein Eifer hatte seine Beförderung zur Folge gehabt. Er war, wie man sagte, einer der Ersten gewesen, welche der Regierung die Landung von der Insel Elba angezeigt hatten.“

„Sie begaben sich also zu ihm?“ versetzte Monte Christo.

„„Mein Herr,““ sagte ich zu ihm, „„mein Bruder ist in den Straßen von Nîmes ermordet worden, ich weiß nicht von wem, aber es ist Ihr Geschäft, es zu wissen. Sie sind hier der Chef der Justiz, und der Justiz kommt es zu, diejenigen zu rächen, welche sie nicht zu vertheidigen vermochte.““

„„Was war Ihr Bruder?““ fragte der Staatsanwalt.

„„Lieutenant im corsischen Bataillon.““

„„Ein Soldat des Usurpators also?““

„„Ein Soldat der französischen Armee.““

„„Wohl!““ erwiderte er, „„er hat sich des Schwer-  
tes bedient und ist durch das Schwert gestorben.““

„„Sie täuschen sich, mein Herr, er ist durch den  
Dolch gestorben.““

„„Was soll ich dabei thun?““ sprach der Staats-  
anwalt.

„„Ich habe es Ihnen bereits gesagt, Sie sollen ihn  
rächen.““

„„Und an wem?““

„„An seinen Mördern.““

„„Kenne ich sie etwa?““

„„Lassen Sie dieselben suchen.““

„„Warum dies? Ihr Bruder wird Streit gehabt  
und sich duellirt haben. Alle diese alten Soldaten erlau-  
ben sich Excesse, die ihnen unter der Herrschaft des Kai-  
sers durchgingen, jetzt aber schlimm für sie ausfallen;  
denn unsere Leute im Süden lieben weder die Soldaten,  
noch die Excesse.““

„„Mein Herr,““ entgegnete ich, „„ich bitte Sie  
nicht für mich. Ich meines Theils werde weinen oder  
mich rächen, und mehr nicht; aber mein Bruder hatte  
eine Frau. Wenn mir ebenfalls Unglück widerführe,  
würde die Arme Hungers sterben, denn sie lebte allein  
von der Arbeit meines Bruders. Erlangen Sie für sie  
eine kleine Pension von der Regierung.““

„„Jede Revolution hat ihre Katastrophen,““ ant-  
wortete Herr von Villefort; „„Ihr Bruder ist ein Opfer  
der neusten gewesen, das mögen Sie als ein Un-  
glück betrachten, aber die Regierung ist Ihrer Familie  
deshalb nichts schuldig. Wenn wir zu Gericht zu sitzen  
hätten über alle Nachwerke, welche die Parteigänger  
des Usurpators gegen die Parteigänger des Königs

verübten, als noch die Macht in ihren Händen lag, so wäre Ihr Bruder heute vielleicht zum Tode verurtheilt. Was hier vorgeht, kann nur als etwas Natürliches erscheinen, denn es ist die Folge des Gesetzes der Repressalien.““

„Ah! mein Herr,““ rief ich, „ist es möglich, daß Sie so sprechen, Sie, ein Staatsbeamter!““

Bei meinem Ehrentwort, alle Corsen sind Narren,““ erwiderte Herr von Villefort, „sie glauben, ihr Landsmann sei noch Kaiser; Sie irren sich in der Zeit, mein Lieber, Sie hätten mir dies vor zwei Monaten sagen müssen. Heute ist es zu spät, gehen Sie und wenn Sie nicht freiwillig gehen, so werde ich Sie abführen lassen.““

„Ich schaute ihn einen Augenblick an, um zu sehen, ob für eine neue Bitte etwas zu hoffen wäre.“

„Dieser Mensch war von Stein. Ich näherte mich ihm und sprach mit halber Stimme:

„Wohl! da Sie die Corsen so gut kennen, so müssen Sie wissen, wie sie ihr Wort halten. Sie finden, man habe wohl daran gethan, meinen Bruder umzubringen, der ein Bonapartist war, indeß Sie ein Royalist sind; ich, der ich ebenfalls ein Bonapartist bin, sage Ihnen nun Eines: ich werde Sie tödten. Von diesem Augenblick an erkläre ich Ihnen die Vendetta! seien Sie also wohl auf Ihrer Hut, denn das erste Mal, wo wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen, hat Ihre letzte Stunde geschlagen.““

„Und hienach öffnete ich, ehe er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, die Thüre und entflo.““

„Ah! ah!““ sagte Monte Christo, „mit Ihrem ehrlichen Gesichte machen Sie solche Sachen, und zwar gegen einen Staatsanwalt! Pfui doch! und wußte er denn wenigstens, was das Wort Vendetta besagen wollte?““

„Er wußte es so gut, daß er von diesem Augenblick an nicht mehr allein ausging, sich zu Hause ver-

schanzte und mich überall suchen ließ. Zum Glück war ich so gut verborgen, daß er mich nicht finden konnte. Da faßte ihn die Angst, er zitterte, länger in Nîmes zu bleiben; er bat um Veränderung seines Wohnortes, und da er wirklich ein einflußreicher Mann war, so wurde er nach Versailles versetzt; aber Sie wissen, daß es für einen Corsen, der seinem Feinde Rache geschworen hat, keine Entfernung gibt, und sein Wagen, so gut er gefahren wurde, hatte nie über einen halben Tag Vorsprung vor mir, während ich ihm doch zu Fuße folgte.

„Das Schwierige dabei war nicht, ihn zu tödten, denn hundertmal fand ich hiezu Gelegenheit, aber ich mußte ihn tödten, ohne entdeckt und besonders ohne verhaftet zu werden. Von nun an gehörte ich nicht mehr mir; ich hatte meine Schwägerin zu beschützen und zu ernähren. Drei Monate lang belauerte ich Herrn von Billesfort; drei Monate lang machte er keinen Schritt, keinen Spaziergang, ohne daß ihm mein Blick folgte. Endlich entdeckte ich, daß er insgeheim nach Nuteuil kam; ich folgte ihm abermals und sah ihn in das Haus gehen, in welchem wir uns befinden; nur kam er, statt wie alle Welt durch die große Thüre an der Straße einzutreten, entweder zu Pferde oder zu Wagen, ließ Pferd oder Wagen im Wirthshaus und schlich sich durch die kleine Thüre herein, die Sie dort sehen.“

Monte Christo machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches bewies, daß er mitten in der Dunkelheit den von Bertuccio angegebenen Eingang erblickte.

„Ich hatte nichts mehr in Versailles zu thun, blieb in Nuteuil und zog Erkundigungen ein. Wollte ich ihn fangen, so mußte ich offenbar hier meine Falle stellen.“

„Das Haus gehörte, wie der Concierge Guerer Excellenz gesagt hat, Herrn von Saint-Meran, dem Schwiegervater von Billesfort; Herr von Saint-Meran wohnte in Marseille, folglich war ihm dieses Landhaus

unnütz; man sprach auch davon, er habe es an eine junge Wittve vermietet, welche nur unter dem Namen die Baronin bekannt war.

„Während ich eines Abends über die Mauer schaute, sah ich wirklich eine hübsche junge Frau allein in dem Garten spazieren gehen, den kein fremdes Fenster beherrschte; sie blickte viel nach der kleinen Thüre, und ich begriff, daß sie Herrn von Willefort diesen Abend erwartete. Als sie so nahe zu der Mauer kam, daß ich trotz der Dunkelheit ihre Züge zu unterscheiden vermochte, erkannte ich, daß diese Frau sehr hübsch, blond, groß und ungefähr achtzehn bis neunzehn Jahre alt war. Da sie nur einen einfachen Nachtmantel trug und nichts ihre Taille einzwängte, so konnte ich auch bemerken, daß sie sich in andern Umständen befand, und ihre Schwangerschaft schien mir sogar ziemlich weit vorgerückt.“

„Einige Augenblicke nachher öffnete man die kleine Thüre; ein Mann trat ein, die junge Frau lief ihm so rasch als möglich entgegen, sie warfen sich einander in die Arme, küßten sich zärtlich und gingen in das Haus.“

Dieser Mann war Herr von Willefort. Ich dachte, wenn er herauskäme, besonders wenn er bei Nacht herauskäme, müßte er den Garten in seiner ganzen Länge durchschreiten.“

„Und Sie haben seitdem den Namen der Frau erfahren?“ fragte der Graf.

„Nein, Excellenz, Sie werden sehen, daß ich nicht Zeit gehabt habe, mich danach zu erkundigen.“

„Fahren Sie fort.“

„Ich hätte den Staatsanwalt vielleicht an diesem Abend tödten können; aber ich war noch nicht hinreichend mit allen Einzelheiten des Gartens vertraut, befürchtete, ihn nicht rasch genug zu tödten, und wenn Jemand auf sein Geschrei herbeilief, nicht fliehen zu können. Deshalb verschob ich die Ausführung meines Vorhabens auf das nächste Rendezvous, und nahm, da-

mit mir nichts entginge, ein kleines Zimmer, das die Aussicht auf die Straße hatte, welche längs der Gartenmauer hinzog.

„Drei Tage nachher sah ich gegen sieben Uhr Abends einen Diener zu Pferde aus dem Hause eilen und im Galopp auf dem Wege fortsprengen, welcher zu der Straße nach Evreux führte; ich nahm an, er reiste nach Versailles, und täuschte mich nicht. Drei Stunden später kam der Diener mit Staub bedeckt zurück; seine Botschaft war vollzogen. Zehn Minuten nach ihm erschien ein anderer Mann, in einen Mantel gehüllt, zu Fuß und öffnete die kleine Gartenthüre, welche sich wieder hinter ihm schloß.

„Ich ging rasch hinab. Obschon ich das Gesicht von Herrn von Billefort nicht gesehen, so erkannte ich ihn doch an den Schlägen meines Herzens; ich durchschritt die Straße und erreichte einen Weichstein an der Ecke der Mauer, mit dessen Hülfe ich das erste Mal in den Garten gesehen hatte.

„Diesmal begnügte ich mich nicht mit dem Schauen, ich zog mein Messer aus der Tasche, versicherte mich, daß es gehörig geschärft war, und sprang über die Mauer.

„Es war meine erste Sorge, an die Thüre zu laufen; er hatte den Schlüssel stecken lassen und nur aus Vorsicht zweimal im Schlosse umgedreht.

„Nichts sollte also von dieser Seite meine Flucht hemmen. Ich studierte die Vertikalität in allen Richtungen; der Garten bildete ein langes Gevierte, durch die Mitte zog sich ein Rasen von zartem englischem Gras, an den Ecken dieses Rasens waren Baumgruppen mit dichtem Laubwerk.

„Um sich von dem Hause an der kleinen Thüre oder von der kleinen Thüre nach dem Hause zu begeben, mußte Herr von Billefort nothwendig an einer von diesen Baumgruppen vorübergehen.

„Man war am Ende des Septembers, der Wind

blies heftig, ein wenig Mond, alle Augenblicke durch dichte Wolken verschleiert, welche schnell am Himmel hinglitten, ließ den Sand der zu dem Hause führenden Alleen weiß erscheinen, vermochte aber die Dunkelheit der Gebüſche nicht zu durchdringen, in welchen ein Mensch verborgen bleiben konnte, ohne daß er gesehen zu werden befürchten mußte.

„Ich verbarg mich in dem Gebüſche, an welchem Herr von Billefort vorüberkommen ſollte; kaum war ich hier, als ich unter den Windſtößen, welche die Bäume über meine Stirne beugten, etwas wie Seufzen zu unterſcheiden glaubte. Doch Sie wiſſen, oder Sie wiſſen vielmehr nicht, Herr Graf, daß derjenige, welcher auf den Augenblick, einen Mord zu begehen, wartet, ſtets ein dumpfes Geſchrei in der Luft zu hören glaubt. Es vergingen zwei Stunden, während welcher ich wiederholt daſſelbe Seufzen zu hören wähnte. Endlich ſchlug es Mitternacht.

„Als noch der letzte Schlag vibrirte, ſah ich einen ſchwachen Schimmer die Geheimtreppe erhellen, auf welcher wir ſo eben herabgekommen ſind.

„Die Thüre öffnete ſich, und der Mann mit dem Mantel erſchien.

„Es war der furchtbare Augenblick, doch ich hatte mich auf dieſen Augenblick ſo lange vorbereitet, daß nicht die geringſte Schwäche bei mir eintrat; ich zog mein Meſſer, öffnete es und hielt mich fertig.

„Der Mann mit dem Mantel kam gerade auf mich zu; als er aber in dem entblößten Raume mehr vorſchritt, glaubte ich zu bemerken, daß er in der rechten Hand eine Waffe hielt; ich hatte bange, nicht vor einem Kampfe, ſondern vor einem Mißlingen. Sobald er nur noch einige Schritte von mir entfernt war, erkannte ich, daß das, was ich für eine Waffe gehalten hatte, nichts Anderes war, als ein Spaten.

„Ich hatte noch nicht errathen können, in welcher Abſicht Herr von Billefort einen Spaten in der Hand

hielt, als er an dem Saume des Gebüsches stehen blieb und, nachdem er umhergeschaut hatte, ein Loch in die Erde zu graben anfing. Nun bemerkte ich, daß er etwas in seinem Mantel trug, was er auf den Rasen legte, um in seinen Bewegungen freier zu sein.

„Da mischte sich, ich muß es gestehen, etwas Neugierde in meinen Haß, ich wollte sehen, was Herr von Villefort that, blieb unbeweglich, ohne Athem, und wartete.

„Es kam mir ein Gedanke, der sich bestätigte, als ich den Staatsanwalt ein kleines, etwa zwei Fuß langes und sechs bis acht Zoll breites Kistchen unter seinem Mantel hervorziehen sah.

„Ich ließ ihn das Kistchen in das Loch legen, auf welches er wieder Erde warf; diese frische Erde bearbeitete er sodann mit seinen Füßen, um die Spur seines nächtlichen Werkes verschwinden zu machen. Hienach warf ich mich auf ihn, stieß ihm mein Messer in die Brust und sprach:

„„Ich bin Giovanni Bertuccio! dein Tod für meinen Bruder, dein Schatz für seine Witwe. Du siehst wohl, daß meine Rache vollständiger ist, als ich hoffte.““

„Ich weiß nicht, ob er diese Worte hörte, ich glaube es nicht, denn er sank nieder, ohne einen Ton von sich zu geben; ich fühlte das Blut heiß auf meine Hände und in mein Gesicht spritzen; aber ich war trunken, ich war wahnsinnig; dieses Blut erfrischte mich, statt mich zu brennen. In einer Sekunde hatte ich das Kistchen mit Hülfe des Spaten wieder ausgegraben; damit man nicht bemerke, daß ich es weggenommen, füllte ich das Loch ebenfalls, warf den Spaten über die Mauer, eilte durch die Thüre, schloß sie doppelt von außen und nahm den Schlüssel mit.“

„Gut,“ sagte Monte Christo, „das war, wie mir scheint, ein kleiner Raubmord.“

„Nein, Excellenz,“ erwiderte Bertuccio, „eine Benedetto, verbunden mit einer Wiedererstattung.“

„Sie fanden doch wenigstens eine runde Summe?“

„Es war kein Geld.“

„Ah! ja, ich erinnere mich; sprachen Sie nicht von einem Kinde?“

„Allerdings. Ich lief an den Fluß, setzte mich auf die Böschung und sprengte, begierig zu erfahren, was das Kistchen enthielt, das Schloß mit meinem Messer.“

„In einer Windel von feinem Battist war ein neugeborenes Kind eingewickelt; sein purpurrothes Gesicht und seine blauen Hände deuteten an, daß es einer Erstickung durch natürliche Bänder, die sich um seinen Hals geschlungen, unterlegen war; da ich es jedoch noch nicht ganz kalt fand, zögerte ich, das arme Geschöpf in das Wasser zu werfen, das zu meinen Füßen floß; nach einem Augenblick glaubte ich in der That ein leichtes Schlagen in der Gegend des Herzens zu fühlen: ich befreite seinen Hals von der Schnur, welche denselben umgab, und da ich als Krankenwärter im Hospital von Bastia gedient hatte, so that ich, was ein Arzt unter solchen Umständen hätte thun können, das heißt, ich blies ihm muthig Luft in die Lunge, und nach einer Viertelstunde unerhörter Anstrengung sah ich es athmen, und unmittelbar darauf hörte ich einen Schrei seiner Brust sich entwinden.“

„Ich stieß ebenfalls einen Schrei aus, aber einen Freudenschrei. Gott verflucht mich also nicht, sagte ich zu mir selbst, denn er gestattet mir, einem Menschen Leben zu geben, im Austausch für das Leben, das ich einem andern genommen habe.“

„Und was thaten Sie mit diesem Kinde?“ fragte Monte Christo; „es war ein ziemlich beschwerliches Gepäck für einen Menschen, der fliehen mußte.“

„Ich hatte auch nicht einen Augenblick den Gedanken, es zu behalten. Doch ich wußte, daß es in Paris ein Hospiz gibt, wo man diese armen Geschöpfe aufnimmt. Als ich durch die Barr:ere kam, gab ich vor, ich hätte das Kind auf der Straße gefunden, und erkundigte mich

Das Kistchen machte meine Aussage glaubwürdig; die Battistwindeln deuteten an, daß das Kind reichen Eltern gehörte; das Blut, mit welchem ich bedeckt war, konnte eben sowohl von dem Kinde, als von irgend einem andern Wesen herrühren. Man machte keine Einwendung, bezeichnete mir das Hospiz, das ganz oben auf der Rue de l'Enfer lag, und nachdem ich aus Vorsicht die Windel so entzwei geschnitten hatte, daß einer von den beiden Buchstaben, welche dieselbe bezeichnete, immer noch bei der Einhüllung blieb, während ich den andern bei mir behielt, legte ich meine Bürde in den Thurm, läutete und entließ so rasch ich nur immer vermochte. Vierzehn Tage nachher war ich wieder in Rogliano und sprach zu Assunta:

„Tröste Dich, meine Schwester. Israel ist todt, aber ich habe ihn gerächt.“

„Da hat sie mich um Erläuterung meiner Worte, und ich erzählte ihr Alles, was vorgefallen war.“

„Giovanni,“ sagte Assunta zu mir, „Du hättest das Kind hieher bringen sollen; wir würden die Stelle der Eltern, die es verloren, bei ihm vertreten und ihm den Namen Benedetto gegeben haben, und Gott hätte uns wirklich für diese gute Handlung gesegnet.“

„Statt einer Antwort gab ich ihr die Hälfte der Windel, welche ich behalten hatte, um das Kind eines Tages, wenn wir reicher wären, zurückzufordern.“

„Mit welchen Buchstaben war die Windel bezeichnet?“ fragte der Graf.

„Mit einem S und einem N, und darüber eine Baronenkrone.“

„Gott verzeihe mir, ich glaube, Sie bedienen sich eines Ausdrucks aus der Wappenkunde, Herr Bertuccio! Wo Teufels haben Sie heraldische Studien gemacht?“

„Ihnen zu dienen, Herr Graf, da, wo man Alles lernt.“

„Fahren Sie fort, ich bin begierig, Zweierlei zu verehmen.“

„Und zwar, gnädiger Herr?“

„Was aus dem kleinen Knaben geworden ist; haben Sie mir nicht gesagt, es sei ein Knabe gewesen?“

„Nein Excellenz, ich erinnere mich nicht, hievon gesprochen zu haben.“

„So täuschte ich mich wohl.“

„Nein, Sie täuschten sich nicht, es war wirklich ein kleiner Knabe; doch Euere Excellenz wünschte, wie sie sagte, zwei Dinge zu erfahren: was war das Zweite?“

„Das Zweite war das Verbrechen, dessen man Sie beschuldigte, als Sie einen Beichtiger verlangten und der Abbé Busoni Sie auf diese Bitte im Gefängniß in Nimes aufsuchte.“

„Die Erzählung währt vielleicht zu lange, Excellenz?“

„Was liegt daran? es ist kaum zehn Uhr, Sie wissen, daß ich nicht schlafe, und ich denke, Sie haben ebenfalls keine große Lust zu schlafen.“

Bertuccio verbeugte sich und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Halb um die Erinnerungen zu vertreiben, welche mich beständig belagerten, halb um die Bedürfnisse der armen Wittve zu bestreiten, legte ich mich wieder mit allem Eifer auf das Schmugglerhandwerk, welches durch die stets auf Revolutionen folgende Schlassheit der Gesetze leichter geworden war. Besonders die Küsten des mittelländischen Meeres waren schlecht bewacht, in Folge der ewigen Meutereien, welche dort bald in Avignon, bald in Nimes, bald in Uzès stattfanden. Wir benützten diesen Waffenstillstand, der uns von der Regierung bewilligt war, um auf dem ganzen Littoral Verbindungen anzuknüpfen. Seit der Ermordung meines Bruders in den Straßen von Nimes wollte ich diese Stadt nicht mehr betreten. Dadurch geschah es, daß der Wirth, mit welchem wir Geschäfte machten, als er sah, daß wir nicht zu ihm gehen wollten, zu uns kam, und eine

zweite Herberge auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire mit dem Schilde zum Pont du Gard errichtete. Wir hatten so in der Gegend von Nigues-Mortes, bei Mortigues, bei Bouc und an andern Orten ein Duzend von Niederlagen, wo wir unsere Waaren aufbewahrten und im Falle der Noth eine Zufluchtsstätte gegen die Douaniers und Gendarmen fanden. Das Gewerbe des Schmugglers ist sehr einträglich, wenn man mit einem gewissen Verstand unterstützt durch einige Kraft dabei zu Werke geht; ich meines Theils lebte in den Gebirgen, denn ich hatte nun eine doppelte Ursache, die Gendarmen und Douaniers zu fürchten, in Betracht, daß mein Erscheinen vor den Richtern eine Untersuchung nach sich ziehen konnte, daß diese Untersuchung stets von einer Excurston in die Vergangenheit begleitet wird, und daß man in meiner Vergangenheit nun etwas Grünsteres finden konnte, als eingeschmuggelte Cigarren oder Branntweinfäßchen ohne Einlaßschein. Den Tod tausendmal einer Verhaftung vorziehend, vollführte ich erstaunliche Dinge, welche mir wiederholt den Beweis lieferten, daß die zu ängstliche Rücksicht, welche wir auf unsern Leib nehmen, beinahe das einzige Hinderniß ist, das dem Gelingen derjenigen von unsern Unternehmungen entgegen steht, welche einer raschen Entscheidung und einer kräftigen, entschlossenen Ausführung bedürfen. Wenn man sein Leben einmal eingesetzt hat, ist man den andern Menschen nicht mehr gleich, oder die andern Menschen sind vielmehr nicht mehr uns gleich, und wer diesen Entschluß gefaßt, fühlt auf der Stelle seine Kräfte sich verzehnfachen und seinen Horizont sich erweitern."

"Das ist Philosophie, Herr Bertuccio," unterbrach ihn der Graf; „aber es scheint, Sie haben in Ihrem Leben von Allem ein wenig getrieben, Herr Bertuccio?“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf.“

„Nein, nein, ich meine nur, Philosophie um halb elf Uhr sei ein wenig zu spät. Doch ich hatte keine

andere Bemerkung zu machen, insofern ich sie sehr richtig finde, was sich nicht von allen Philosophien rühmen läßt."

"Meine Unternehmungen wurden immer ausgedehnter und immer vortheilhafter. Assunta war die Wirthschafterin, und unser kleines Vermögen rundete sich allmählig. Als ich eines Tages eine neue Wanderung antrat, sagte sie zu mir:

„„Gehe, bei Deiner Rückkehr bereite ich Dir eine Ueberraschung.““

„Ich befragte sie vergebens: sie wollte nichts sagen und ich ging.

„Mein Ausflug dauerte beinahe sechs Wochen; wir hatten in Lucca Del geladen und in Livorno englische Baumwolle eingenommen; wir schifften unsere Waaren, ohne irgend ein unangenehmes Ereigniß aus, bezogen bedeutenden Nutzen und kehrten ganz freudig zurück.

„Als ich in das Haus trat, war das Erste, was ich an der am meisten in das Auge fallenden Stelle des Zimmers von Assunta erblickte, ein Kind von sieben bis acht Monaten, in einer im Verhältniß zum Uebrigen sehr kostbaren Wiege. Ich stieß einen Freudenschrei aus. Die einzigen Augenblicke der Traurigkeit, welche mich seit der Ermordung des Staatsanwaltes heimgesucht, waren bei mir durch das Verlassen des Kindes verursacht worden. Es versteht sich von selbst, daß ich in Beziehung auf den Mord selbst keine Gewissensbisse fühlte.

„Die arme Assunta hatte Alles errathen; sie hatte, um nichts zu vergessen, den Tag und die Stunde, wo das Kind in dem Hospiz niedergelegt worden war, genau aufgeschrieben, und war mit der Windel versehen nach Paris abgereist, um den Kleinen zurückzufordern. Man machte ihr keine Einwendung, und sie erhielt das Kind.

„Ah! ich gestehe, Herr Graf, als ich das arme Kind in seiner Wiege schlafend erblickte, dehnte sich meine Brust aus, und Thränen traten in meine Augen.

„„In der That, Assunta,““ rief ich, „„Du bist

eine vortreffliche Frau, und die Vorsehung wird Dich segnen.““

„Dies ist weniger richtig, als Ihre Philosophie,“ sprach der Graf; „es ist in der That nur der Glaube.“

„Ach! Excellenz,“ sprach Bertuccio, „Sie haben ganz Recht, und es war gerade dieses Kind, welches Gott mit meiner Bestrafung beauftragte. Nie offenbarte sich frühzeitiger eine verkehrte Natur, und dennoch kann man nicht sagen, daß es schlecht erzogen wurde, denn meine Schwester behandelte es wie den Sohn eines Fürsten; es war ein Knabe von reizender Gesichtsbildung, mit hellblauen Augen, jenen Tönen von chinesischer Färbung ähnlich, welche so gut mit dem Milchweiß des allgemeinen Tones harmoniren; nur verließen seine etwas feurig blonden Haare dem Gesichte dieses Jungen einen seltsamen Charakter, den die Lebhaftigkeit seines Auges und die Schlaueit seines Lächelns verdoppelten. Leider gibt es ein Sprüchwort, welches sagt, der Nothe sei entweder ganz gut oder ganz böse; das Sprüchwort lag nicht in Beziehung auf Benedetto, und er zeigte sich schon von seiner frühesten Jugend als ganz böse. Es ist nicht zu leugnen, daß ihn die Sanftmuth seiner Mutter in seinen ersten Neigungen ungemein unterstützte; dieses Kind, für welches meine arme Schwägerin auf den Markt der fünf bis sechs Stunden von uns entlegenen Stadt ging, um die ersten Früchte und das wohlschmeckendste Zuckerwerk zu kaufen, zog den Drangen von Palma und den Conserven von Genua die Kastanien, die es dem Nachbar, seine Hecken überspringend, stahl, oder die gedörrten Äpfel, vor, welche es ihm von seinem Speicher entwendete, während die Kastanien und Äpfel von unserem Obstgarten zu seiner Verfügung standen.“

„Eines Tags, Benedetto mochte etwa fünf bis sechs Jahre alt sein, kam der Nachbar Basilio, der nach der Gewohnheit unsers Landes weder seine Börse noch seine Schmucksachen verschloß, denn der Herr Graf weiß so

gut wie Jedermann, daß es in Corsica keine Diebe gibt, kam der Nachbar Wafilio, sage ich, zu uns und klagte, es sei ein Louisd'or aus seiner Börse verschwunden; man glaubte, er hätte falsch gezählt; aber er behauptete seiner Sache gewiß zu sein. Benedetto hatte das Haus schon am Morgen verlassen, und wir geriethen in nicht geringe Unruhe, als wir ihn am Abend mit einem Affen zurückkehren sahen, den er ganz gefesselt am Fuße eines Baumes gefunden zu haben vorgab. Seit einem Monat war es das leidenschaftliche Trachten des abscheulichen Kindes, einen Affen zu besitzen. Ein Gaukler, welcher durch Roglione kam und mehrere solche Thiere besaß, deren Uebungen unsern Jungen sehr ergötzten, hatte ihm ohne Zweifel diese unglückliche Phantasie eingeflößt.

„Man findet keinen Affen in unsern Wäldern,“ sagte ich zu ihm, „und besonders keinen gefesselten Affen; gestehe mir also, wie Du Dir diesen verschafft hast.“

Benedetto beharrte bei seiner Lüge und begleitete sie mit der Angabe von einzelnen Umständen, welche mehr seiner Einbildungskraft, als seiner Wahrheitsliebe Ehre machten; ich ärgerte mich, er lachte; ich drohte, er zog sich ein paar Schritte zurück.

„Du kannst mich nicht schlagen,“ sagte er, „Du hast nicht das Recht dazu, denn Du bist nicht mein Vater.“

„Wir wußten immer nicht, wer ihm dieses unselige Geheimniß entdeckt hatte, das wir mit so großer Sorgfalt vor ihm verbargen; wie dem sein mag, diese Antwort, durch welche sich das ganze Wesen des Kindes offenbarte, erschreckte mich, mein aufgehobener Arm fiel in der That nieder, ohne den Schuldigen zu berühren; das Kind triumphirte, und dieser Sieg verlieh ihm eine solche Kühnheit, daß alles Geld von Assunta, deren Liebe für Benedetto immer mehr zuzunehmen schien, je weniger er derselben würdig war, in Launen, welche sie nicht zu bekämpfen wußte, und in Tollheiten aufgebrauch,

wurde, die sie nicht zu verhindern den Muth hatte. Wenn ich in Rogliano war, ging es noch ziemlich gut, aber sobald ich abreiste, wurde Benedetto Meister des Hauses, und Alles wandte sich zum Schlimmen. Kaum eilf Jahre alt, wählte er seine Kameraden unter den jungen Leuten von achtzehn und neunzehn Jahren, den schlimmsten Burschen von Bastia und Corte, und bereits hatte die Justiz wegen einiger schlaunen Streiche, welche wohl einen schärferen Namen verdienten, Warnungen an uns ergehen lassen.

„Es wurde mir bange; jede Untersuchung konnte traurige Folgen nach sich ziehen, und ich sollte mich eben zu einer wichtigen Expedition von Corsica entfernen. Ich sann lange nach und beschloß, um ein Unglück zu vermeiden, Benedetto mit mir zu nehmen. Ich hoffte, die thätige harte Lebensart des Schmugglers, die strenge Disciplin an Bord würden diesen Charakter verändern, der seinem Verderben entgegenging, wenn er nicht bereits verdorben war.

„Ich nahm also Benedetto bei Seite und machte ihm den Vorschlag, mir zu folgen, wobei ich alle mögliche Versprechungen, welche ein Kind von zwölf Jahren verführen können, zur Anwendung brachte.

„Er ließ mich reden, ohne mich zu unterbrechen, als ich aber zu Ende war, schlug er ein Gelächter auf und rief:

„„Seid Ihr ein Narr, Dheim? (so nannte er mich, wenn er guter Laune war); ich soll das Leben, das ich führe, gegen das, welches Ihr führt, meinen guten, kostbaren Müßiggang gegen die furchtbare Arbeit vertauschen, die Ihr Euch auferlegt habt! die Nacht in der Kälte, den Tag in der Hitze zubringen, mich fortwährend verbergen, wenn man sich zeigt, Flintenschüsse bekommen, und dies Alles, um ein wenig Geld zu gewinnen! Geld habe ich, so viel ich will; Mutter Assunta gibt mir, so oft ich von ihr fordere. Ihr seht also,

daß ich ein Einfaltspinsel wäre, wenn ich Euern Vorschlag annähme.“

„Ich war erstaunt über diese Kühnheit und über dieses Urtheil. Benedetto kehrte zum Spiele mit seinen Kameraden zurück, und ich sah von ferne, wie er mich ihnen als einen Dummkopf bezeichnete.“

„Ein reizendes Kind!“ murmelte Monte Christo.

„Oh! wenn er mir gehört hätte,“ sprach Bertuccio, wenn er mein Sohn oder wenigstens mein Neffe gewesen wäre, so würde ich ihn auf den rechten Pfad zurückgeführt haben, denn das Gewissen verleiht Stärke. Aber der Gedanke, daß ich ein Kind schlagen sollte, dessen Vater ich getödtet hatte, machte es mir unmöglich, irgend eine Züchtigung vorzunehmen. Ich gab meiner Schwester, welche in unsern Besprechungen stets den Jungen vertheidigte, gute Rathschläge, und da sie mir gestand, es hätten ihr wiederholt bedeutende Summen gefehlt, so bezeichnete ich ihr einen Ort, wo sie unseren kleinen Schatz verbergen könnte. Mein Entschluß war gefaßt: Benedetto konnte vortrefflich lesen, schreiben und rechnen, denn wenn er sich zufällig zur Arbeit herbeiließ, so lernte er in einem Tag so viel, als Andere in einer Woche. Mein Entschluß, sage ich, war gefaßt; ich wollte ihn als Schreiber auf irgend einem zu langen Seefahrten bestimmten Schiffe unterbringen und, ohne ihn zuvor davon in Kenntniß zu setzen, an einem schönen Morgen nehmen und an Bord schaffen lassen; war er dem Kapitän gehörig empfohlen, so hing seine Zukunft nur von ihm ab.

„Sobald dieser Plan festgestellt war, brach ich nach Frankreich auf.“

„Alle unsere Operationen sollten diesmal im Golf von Lyon ausgeführt werden, diese Unternehmungen wurden aber immer schwieriger, denn wir waren im Jahre 1829. Die Ruhe war vollkommen wiederhergestellt und der Küchendienst dem zu Folge wieder regelmäßiger und strenger geworden, als je. Diese Ueber-

wachung vermehrte sich noch für den Augenblick durch die Messe von Beaucaire, welche gerade eröffnet worden war.

„Der Anfang unserer Expedition bewerkstelligte sich ohne Hindernisse. Wir banden unsere Barke, die einen doppelten Boden hatte, worin wir unsere Schmuggelwaaren verbargen, mitten unter einer Anzahl von Schiffen an, welche an den beiden Ufern der Rhone von Beaucaire bis Arles lagen. Hier angelangt, begannen wir nächstlicher Weile unsere verbotenen Waaren auszuschipfen und in die Stadt durch die Vermittelung von Leuten zu schafffen, welche mit uns in Verbindung standen, oder von Wirthen, bei denen wir unsere Niederlagen hatten. Mag es nun sein, daß uns das Glück unvorsichtig gemacht hatte, oder waren wir verrathen, eines Abends gegen fünf Uhr, als wir eben unser Besperbrod verzehren wollten, lief unser Schiffsjunge ganz erschrocken herbei und sagte, er habe eine Abtheilung Douaniers in der Richtung gegen unser Schiff kommen sehen. Es war nicht gerade diese Abtheilung, was uns bange machte; jeden Augenblick, besonders um diese Zeit, schweiften ganze Compagnien auf den Ufern der Rhone umher; sondern es erschreckte uns die Vorsicht, mit der die Douaniers nach der Aussage des Jungen zu Werke gingen, um nicht gesehen zu werden. In einem Augenblick waren wir auf den Beinen, aber es war schon zu spät; man hatte bereits unsere Barke, welche offenbar der Gegenstand der Nachforschungen sein mußte, umzingelt. Unter den Douaniers bemerkte ich auch einige Gendarmen, und eben so furchtsam beim Anblick dieser Leute, als ich sonst muthig einem andern militärischen Corps gegenüber war, stieg ich in den Schiffsraum hinab, schlüpfte durch eine Stülpforte und ließ mich in den Fluß fallen; dann schwamm ich unter dem Wasser, schöpfte nur nach langen Zwischenräumen Athem, und erreichte, ohne gesehen zu werden, einen kurz zuvor gemachten Graben, durch welchen die Rhone

mit dem Canal in Verbindung steht, der von Beaucaire nach Nîmes-Mortes führt. Hier angelangt war ich gerettet, denn ich konnte dem Graben folgen, ohne gesehen zu werden. Ich kam in den Canal ohne das geringste Hinderniß. Nicht zufällig und ohne Ueberlegung hatte ich diesen Weg gewählt; ich sagte Curer Excellenz bereits von einem Wirthe von Nîmes, der auf der Straße von Bellegrade nach Beaucaire eine kleine Herberge errichtet hatte."

"Ja, ich erinnere mich dessen vollkommen," sprach der Graf. "Dieser würdige Mann war sogar, wenn ich mich nicht täusche, Ihr Verbündeter?"

"So ist es," erwiderte Bertuccio; "aber seit sieben oder acht Jahren hatte er sein Etablissement einem ehemaligen Schneider von Marseille abgetreten, der, nachdem er sich bei seinem Handwerk zu Grunde gerichtet, bei einem andern Gewerbe sein Glück zu machen versuchen wollte. Es versteht sich von selbst, daß die Verhältnisse, in denen wir mit dem ersten Eigenthümer standen, von dem zweiten unterhalten wurden; von diesem Menschen also gedachte ich eine Zufluchtsstätte zu verlangen."

"Wie hieß dieser Mensch?" fragte der Graf, welcher wieder einiges Interesse an der Erzählung von Bertuccio zu bekommen schien.

"Er hieß Gaspard Cadrouffe und war mit einer Frau aus dem Dorfe la Carconte verheirathet, die wir unter keinem andern Namen, als unter dem ihres Dorfes kannten; es war eine arme Frau, welche am Sumpfsieber hinstechte. Der Mann dagegen war ein kräftiger Bursche von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, der uns mehr als einmal unter schwierigen Umständen Beweise von seiner Geistesgegenwart und seinem Muthe gegeben hatte."

"Und Sie sagen," fragte der Graf, "diese Dinge seien vorgefallen im Jahre . . ."

"Im Jahre 1829, Excellenz."

„In welchem Monat?“

„Im Monat Juni.“

„Am Anfang oder am Ende?“

„Am 3ten Abends.“

„Ah!“ sprach Monte Christo, am 3ten Juni 1829?...

Gut, fahren Sie fort.“

„Von Caderouffe gedachte ich also eine Zufluchtsstätte zu fordern; da wir aber gewöhnlich, und zwar auch wenn keine außerordentliche Umstände obwalteten, nicht durch die Thüre, welche nach der Straße führte, bei ihm eintraten, so beschloß ich, nicht von unserer Gewohnheit abzugehen, stieg über die Gartenhecke, schlich mich kriechend durch verkrüppelte Olivenbäume und wilde Feigenbäume und erreichte, befürchtend, Caderouffe könnte einen Reisenden in seinem Hause haben, eine Art von Schoppen, worin ich wiederholt die Nacht so gut als in dem besten Bette zugebracht hatte. Dieser Schoppen war von der gemeinschaftlichen Stube im Erdgeschosß nur durch einen Bretterverschlag getrennt, in dem man für unseren Gebrauch Oeffnungen gemacht hatte, damit wir den geeigneten Augenblick, um unsere Anwesenheit in der Nähe zu erkennen zu geben, beobachten könnten. Ich gedachte Caderouffe, wenn er allein wäre, von meiner Ankunft in Kenntniß zu setzen, das durch die Erscheinung der Douaniers unterbrochene Mahl bei ihm zu vollenden, und den Sturm zu benützen, der sich vorbereitete, um nach dem Ufer der Rhone zurückzukehren und zu sehen, was aus der Barke und deren Mannschaft geworden wäre. Ich schlich mich also unter den Schoppen und that wohl daran, denn in demselben Augenblick kam Caderouffe mit einem Unbekannten nach Hause.

„Ich hielt mich still und wartete, nicht in der Absicht, die Geheimnisse meines Wirthes zu belauschen, sondern weil ich es nicht anders machen konnte; überdies war bereits zehnmal dasselbe geschehen.

„Der Mann, welcher Caderouffe begleitete, war offen-

bar fremd im Süden von Frankreich; er gehörte zu den Handelsleuten, welche nach der Messe von Beaucaire kommen, um Juwelen zu verkaufen, und während des Monats, den diese Messe dauert, zu der Käufer und Verkäufer von allen Theilen Europas herbeiströmen, zuweilen für hundert, für hundert und fünfzig tausend Franken Geschäfte machen.

„Gaderouffe trat rasch und zuerst ein.

„Als er die untere Stube wie gewöhnlich leer und nur von seinem Hunde bewacht sah, rief er seiner Frau.

„„He! Garconte,““ sagte er, „„der würdige Priester täuschte uns nicht, der Stein war gut.““

„Ein freudiger Ausruf ließ sich vernehmen, und beinahe in demselben Augenblick krachte die Treppe unter einem durch Schwäche und Krankheit erschwerten Schritte.

„„Was sagst Du?““ fragte die Frau bleicher als eine Todte.

„„Ich sage, daß der Diamant gut war und daß dieser Herr, einer der ersten Juweliere von Paris, bereit ist, uns fünfzigtausend Franken dafür zu geben. Nur verlangt er, um sicher zu sein, daß der Diamant uns gehört, wie ich dies bereits gethan habe, Du sollst ihm erzählen, auf welche wunderbare Weise der Stein in unsere Hände gekommen ist. Sehen Sie sich einsteilen, mein Herr, wenn es Ihnen beliebt, und da das Wetter sehr dämpfig ist, so will ich Ihnen eine Erfrischung holen.““

„Der Juweller betrachtete mit großer Aufmerksamkeit das Innere der Herberge und die sichtbare Armuth derjenigen, welche einen Diamant, der aus dem Schmuckkästchen eines Fürsten zu kommen schien, an ihn verkaufen wollten.

„„Erzählen Sie,““ sprach der Fremde; ohne Zweifel wollte er die Abwesenheit des Mannes benützen, damit kein Zeichen desselben einen Einfluß auf die Frau

ausüben könnte, und dann sehen, ob die beiden Erzählungen übereinstimmen.

„„Ei! mein Gott,““ sprach die Frau mit großer Zungenfertigkeit, „„es ist ein Segen des Himmels, den wir entfernt nicht erwarteten. Denken Sie sich mein lieber Herr, daß mein Mann im Jahre 1814 oder 1815 mit einem Seefahrer Namens Edmond Dantes in Verbindung stand; der arme Junge, den Gaderouffe ganz vergessen hatte, hat ihn nicht vergessen und ihm, im Gefängniß sterbend, den Diamant, den Sie hier sehen, hinterlassen.““

„„Aber wie ist er in den Besitz dieses Diamants gelangt?““ fragte der Juwelier. „„Er hatte ihn also, ehe er in das Gefängniß kam?““

„„Nein, mein Herr,““ erwiderte die Frau; „„sondern er machte, wie es scheint, im Gefängniß die Bekanntschaft eines reichen Engländers; und da sein Stubbengenosse im Kerker krank wurde und Dantes denselben pflegte, so schenkte der Engländer, als er aus der Haft entlassen wurde, diesen Diamant dem armen Dantes, der minder glücklich, im Gefängniß starb und bei seinem Tode uns den Stein vermachte, welchen uns diesen Morgen ein würdiger Abbé in seinem Auftrag überbrachte.““

„„Das ist ganz dasselbe,““ murmelte der Juwelier, „„und die Geschichte muß am Ende wahr sein, so unwahrscheinlich sie auch von Anfang ausieht. Es handelt sich also nur um den Preis, über welchen wir noch nicht einig sind.““

„„Wie!““ rief Gaderouffe, „„ich glaubte, Sie hätten eingewilligt, den von mir verlangten Preis dafür zu bezahlen.““

„„Das heißt,““ versetzte der Juwelier, „„ich habe vierzigtausend Franken geboten.““

„„Vierzigtausend Franken!““ rief die Carconte, „„wir geben ihn sicherlich nicht um diesen Preis. Der

AbtÉ hat uns gesagt, er sei ohne die Fassung fünfzigtausend Franken werth.“

„Und wie hieß dieser AbtÉ?“ versetzte der unermüdbliche Frager.

„AbtÉ Busoni,“ antwortete die Frau.

„Es war also ein Fremder?“

„Ein Italiener, ich glaube, aus der Gegend von Mantua.“

„Zeigen Sie mir den Diamant,“ sprach der Juwelier, „damit ich ihn noch einmal betrachten kann; oft beurtheilt man die Steine schlecht beim ersten Anschauen.“

Caderouffe zog aus seiner Tasche ein kleines Etui von schwarzem Cassian, er öffnete dasselbe und gab es dem Juwelier. Bei dem Anblick des Diamants, der so groß war wie eine kleine Haselnuß, — ich erinnere mich dessen, als sähe ich es in diesem Augenblick vor mir, — funkelten die Augen der Comte vor Begierde.

„Und was dachten Sie von dem Allem, Herr Forscher?“ fragte Monte Christo: „glaubten Sie diese Fabel?“

„Ja, Excellenz, ich betrachtete Caderouffe nicht als einen schlechten Menschen, und hielt ihn nicht für fähig, ein Verbrechen begangen zu haben.“

„Das macht mehr Ihrem Herzen Ehre, als Ihrer Erfahrung, Herr Bertuccio. Kannten Sie den Edmond Dantes, von welchem die Rede war?“

„Nein, Excellenz, ich hatte bis dahin nie von ihm sprechen hören, und hörte auch seitdem nur ein einziges Mal den AbtÉ Busoni von ihm reden, als ich ihn im Gefängniß in Nîmes sah.“

„Gut; fahren Sie fort.“

Der Juwelier nahm den Ring aus den Händen von Caderouffe, zog aus seiner Tasche ein stählernes Zängchen und eine kleine messingene Wage, öffnete die goldenen Krampen, welche den Stein in dem Ringe hielten, zog den Diamant aus seiner Lade und wog ihn mit ängstlicher Sorgfalt.

„Ich gehe bis auf fünf und vierzig tausend Franken,“ sagte er, gebe aber keinen Sou mehr; auch habe ich, da dies der Werth des Diamants ist, gerade diese Summe mitgenommen.“

„Oh! darauf kommt es nicht an,“ entgegnete Caderouffe, „ich kehre mit Ihnen nach Beaucaire zurück, um die andern fünftausend Franken zu holen.“

„Nein,“ sagte der Juwelier, indem er Caderouffe den Ring und den Diamant zurückgab, „nein, das ist nicht mehr werth, und es thut mir sogar leid, daß ich diese Summe geboten habe, insofern der Stein einen Mangel hat, den ich Anfangs nicht bemerkte; doch gleichviel, ich habe nur ein Wort und bezahle die fünf und vierzig tausend Franken.“

„Bringen Sie wenigstens den Stein wieder in den Ring,“ sagte Caderouffe spizig.

„Sie haben Recht,“ versetzte der Juwelier und brachte den Diamant wieder in seinen Kasten.

„Gut, gut, gut,“ sprach Caderouffe, „man verkauft ihn an einen Andern.“

„Ja,“ entgegnete der Juwelier, „aber ein Anderer wird nicht so leicht zu behandeln sein, wie ich; ein Anderer wird sich nicht mit der Kunst begnügen, die Sie mir gegeben haben; es geht nicht mit natürlichen Dingen zu, daß ein Mensch wie Sie einen Diamant von fünfzigtausend Franken besitzt, er wird die Behörden darauf aufmerksam machen, dann sucht man den Abbé Busoni, und die Abbés, welche Diamanten von zwei tausend Louisd'or verschenken, sind selten; die Justiz bemächtigt sich der Sache, man schießt Sie ins Gefängniß, und werden Sie für unschuldig erkannt, setzt man Sie nach einer Haft von drei bis vier Monaten wieder in Freiheit, so hat sich der Ring in der Gerichtskanzlei verloren, oder man gibt Ihnen einen falschen Stein, der drei Franken werth ist, statt eines Steins von fünfzig, vielleicht fünf und fünfzig tausend Franken,

bei dessen Ankauf man jedoch, wie Sie zugestehen werden, mein Freund, einige Gefahr läuft.“

„Caderouffe und seine Frau befragten sich gegenseitig mit dem Blicke.

„„Nein,““ sagte Caderouffe, „„wir sind nicht reich genug, um fünftausend Franken zu verlieren.““

„„Ganz nach Ihrem Gutdünken, mein lieber Freund,““ erwiderte der Juwelier; „„ich hatte übrigens, wie Sie sehen, schönes Geld mitgebracht.““

„Und er zog aus einer von seinen Taschen eine Handvoll Gold, die er vor den geblendeten Augen des Wirthes funkeln ließ, und aus der andern ein Päckchen mit Bankbillets.

„In dem Innern von Caderouffe entspann sich offenbar ein harter Kampf, und das kleine Etui von Cassianleder, das er in seiner Hand hin und her drehte, schien ihm als Werth offenbar nicht der ungeheuren Summe zu entsprechen, welche seine Augen bezauberte.

„Er wandte sich gegen seine Frau und fragte sie ganz leise:

„Was sagst Du dazu?“

„„Gib, gib.““ antwortete sie; „„wenn er ohne den Diamant nach Beaucaire zurückkehrt, zeiat er uns an, und wer weiß, ob wir je wieder des Abbé Busoni habhaft werden können.““

„„Wohl, es sei,““ sagte Caderouffe, „„nehmen Sie den Diamant für fünf und vierzig tausend Franken; aber meine Frau will eine goldene Kette haben und ich silberne Schnallen.““

„Der Juwelier zog aus seiner Tasche eine lange, platte Schachtel, welche mehrere Muster von den gesuchten Gegenständen enthielt.“

„„Ich bin zuvorkommend in meinen Geschäften,““ sagte er, „„wählen Sie.““

„Die Frau wählte eine goldene Kette, welche ungefähr fünf Louisd'or werth sein mochte, und der Mann ein Paar silberne Schnallen von etwa fünfzehn Franken,

„Ich hoffe, Sie werden sich nicht beklagen,“ sprach der Juwelier.

„Der Abbé sagte, der Stein wäre fünfzig tausend Franken werth,“ murmelte Caderouffe.

„Nun, nun, geben Sie doch! Was für ein schrecklicher Mensch!“ versetzte der Juwelier, ihm den Ring aus der Hand ziehend; „ich bezahle ihm fünf und vierzigtausend Franken, zweitausend fünfhundert Livres Rente, das heißt ein Vermögen, wie ich wohl eines haben möchte, und er ist nicht zufrieden!“

„Und die fünf und vierzig tausend Franken, wo sind sie?“ fragte Caderouffe mit heiserem Tone.

„Hier,“ sprach der Bijoutier.

„Warten Sie, bis ich die Lampe angezündet habe,“ entgegnete die Carconte, „es ist nicht mehr hell und man könnte sich irren.“

„Während dieser Verhandlung war es wirklich Nacht geworden, und mit der Nacht war der Sturm gekommen, der seit einer halben Stunde loszubrechen drohte. Man hörte den Donner dumpf in der Ferne brüllen; aber ganz und gar von dem Dämon des Gewinns besessen, schienen sich weder der Juwelier, noch Caderouffe, noch die Carconte darum zu bekümmern.

„Ich selbst fühlte mich ganz geblendet bei dem Anblick von all diesen Gold und all diesen Billets. Es kam mir vor, als träumte ich, und ich war, wie dies im Traume geschieht, an meinen Platz gefesselt.

„Caderouffe zählte wiederholt das Gold und die Billets, und gab dann Beides seiner Frau, welche ebenfalls Alles durchzählte. Mittlerweile ließ der Juwelier den Diamant unter dem Strahle der Lampe spiegeln, und der Stein warf Blitze, die ihn diejenigen vergessen ließen, welche als Vorläufer des Sturmes die Fenster zu entflammen anfingen.

„Nun, ist die Rechnung richtig?“ sprach der Juwelier.

„„Ja,““ antwortete Gaderouffe; „„gib das Portefeuille und hole einen Sack, Garconte.““

„Die Garconte ging an einen Schrank und holte daraus ein altes ledernes Portefeuille, aus welchem man ein Paar fettige Briefe nahm, an deren Stelle die Billets kamen, und einen Sack, worin zwei oder drei Sechsilivres-Thaler verschlossen waren, welche wahrscheinlich das ganze Vermögen der armseligen Wirthschaft bildeten.

„„Nun,““ sprach Gaderouffe, „„obgleich Sie uns vielleicht zehntausend Livres zu wenig bezahlt haben, wollen Sie mit uns zu Nacht speisen? es kommt von gutem Herzen.““

„„Ich danke,““ erwiderte der Juwelier, „„es ist wohl bereits spät, und ich muß nach Beaucaire zurückkehren, sonst würde meine Frau in Unruhe gerathen.““ Er zog seine Uhr: „„Morbien! bald neun Uhr, ich werde vor Mitternacht nicht in Beaucaire sein; Gott befohlen, meine Kinder, wenn zufällig wieder Abbés Busoni bei Euch eintreffen, denkt an mich.““

„„In acht Tagen werden Sie nicht mehr in Beaucaire sein, da die Messe in der nächsten Woche zu Ende geht,““ sagte Gaderouffe.

„„Nein, doch das thut nichts, schreibt nur nach Paris an Herrn Joannès im Palais-Royal, Galerie de pierre, Numero 45, ich mache die Reise eigens, wenn es sich der Mühe lohnt.““

„Ein Donnerschlag erscholl, begleitet von einem so heftigen Blitze, daß er beinahe die Helle der Lampe verdunkelte.

„„Oh! oh!““ sprach Gaderouffe, „„bei diesem Wetter wollen Sie fort.““

„„Ich fürchte mich nicht vor dem Donner,““ versetzte der Juwelier.

„„Und vor den Räubern?““ fragte die Garconte.  
„„Die Straße ist während der Messe nie sicher.““

„„Oh! was die Räuber betrifft,““ entgegnete Joannes, „„da ist etwas für sie.““

„Und er zog ein Paar kleine, bis an die Mündung geladene Pistolen aus der Tasche.

„„Das sind Hunde, welche zu gleicher Zeit bellen und beißen,““ sagte er: „„sie sind für die zwei Ersten bestimmt, die es nach Guerem Diamant gelüsten sollte, Vater Gaderouffe.““

„Gaderouffe und seine Frau wechselten einen finstern Blick. Sie hatten, wie es schien, gleichzeitig einen furchtbaren Gedanken.

„„Dann glückliche Reise,““ sagte Gaderouffe.

„„Ich danke,““ erwiderte der Juwelier, nahm seinen Stock, den er an eine alte Kiste gelehnt hatte, und wollte sich entfernen. In dem Augenblick, wo er die Thüre öffnete, drang ein so heftiger Windstoß in die Stube, daß er beinahe die Lampe ausgedöscht hätte.

„„Oh! oh!““ sagte er, „„ein schönes Wetter, und drei Stunden Wegs bei einem solchen Sturme!““

„„Bleiben Sie hier, schlafen Sie bei uns,““ versetzte Gaderouffe.

„„Ja, bleiben Sie,““ sprach Garconte mit zitternder Stimme, „„wir werden für Sie sorgen.““

„„Nein, ich muß in Beaucaire schlafen. Gott befehlen.““

„Gaderouffe ging langsam bis zur Schwelle.

„„Man sieht weder den Himmel, noch die Erde,““ sprach der Juwelier, bereits halb außer dem Hause.

„„Muß ich mich links oder rechts halten?““

„„Rechts,““ antwortete Gaderouffe; „„Sie können nicht fehlen, die Straße ist auf beiden Seiten mit Bäumen besetzt.““

„„Gut, ich habe es,““ sprach die in der Ferne sich verlierende Stimme.

„„Schließe doch die Thüre!““ rief die Garconte, „„ich liebe offene Thüren nicht, wenn es donnert!““

„„Und wenn Geld im Hause ist, nicht wahr?““

entgegnete Caderouffe, den Schlüssel zweimal im Schlosse drehend.

„Er kam zurück, ging an den Schrank, nahm den Sack und das Portefeuille heraus, und Beide fingen an, zum dritten Male ihr Gold und ihre Billets zu zählen.

„Ich habe nie einen Ausdruck gesehen, wie den dieser zwei gierigen, von der spärlichen Lampe beleuchteten Gesichter. Die Frau besonders war abscheulich, das fieberhafte Zittern, welches sie gewöhnlich bewegte, hatte sich verdoppelt. Ihr Gesicht war von Bleich leichenfarbig geworden, ihre hohlen Augen flammten.

„„Warum hast Du ihm ein Nachtlager hier angeboten?““ fragte sie mit dumpfem Tone.

„„Um... damit...““ antwortete Caderouffe bebend, „„damit er nicht die Mühe hätte, nach Beaucaire zurückzukehren.““

„„Ah!““ sagte die Carconte mit einem Tone, der sich nicht beschreiben läßt, „„ich glaubte, es geschehe aus einem andern Grunde.““

„„Weib! Weib!““ rief Caderouffe, „„warum hast Du solche Gedanken, und warum behältst Du sie nicht für Dich, wenn Du sie hast?““

„„Gleichviel,““ sprach die Carconte, „„Du bist kein Mann.““

„„Warum?““

„„Wärest Du ein Mann, so würde er nicht von hier weggekommen sein!““

„„Weib!““

„„Oder er würde wenigstens Beaucaire nicht erreichen.““

„„Weib!““

„„Die Straße macht eine Biegung, er muß der Straße folgen, während sich längs dem Canal ein kürzerer Weg hinzieht.““

„„Weib, Du beleidigst den guten Gott. Halt, horch!““

„Man hörte in der That einen furchtbaren Donner-

schlag, während ein Blitz die ganze Stube mit einer bläulichen Flamme übergoss, doch langsam abnehmend schien sich der Donner nur ungern von dem verfluchten Hause zu entfernen.

„„Jesus!““ rief die Carconte sich bekreuzend.

„„Beinahe in demselben Augenblicke hörte man mitten unter dem Stillschweigen des Schreckens, das gewöhnlich auf Donnerschläge folgt, an die Thüre klopfen.

„„Gaderouffe und seine Frau bebten und schauten sich ängstlich an.

„„Wer ist da?““ rief Gaderouffe aufstehend, schob die auf dem Tische zerstreuten Goldstücke und Bankbillets auf einen Haufen zusammen und bedeckte sie mit seinen Händen.

„„Ich!““ antwortete eine Stimme.

„„Wer seid Ihr?““

„„Si, bei Gott, Joannès der Juwelier.““

„„Nun, was sagtest Du,““ versetzte die Carconte mit einem furchtbaren Lächeln, „„ich beleidige den guten Gott?... Gerade der gute Gott schickt ihn uns zurück.““

„„Gaderouffe fiel bleich und keuchend auf seinen Stuhl.

„„Die Carconte stand im Gegentheil auf, ging festen Schrittes auf die Thüre zu, öffnete und sprach:

„„Kommen Sie herein, mein lieber Herr Joannès.““

„„Meiner Treue,““ sagte der Juwelier, welcher vom Regen triefend eintrat, „„es scheint, der Teufel will nicht, daß ich diesen Abend nach Beaucaire zurückkehre. Die kürzesten Thorheiten sind die besten, mein lieber Herr Gaderouffe. Sie haben mir Gastfreundschaft angeboten, ich nehme sie an und komme, um hier zu schlafen.““

„„Gaderouffe stammelte einige Worte, während er den Schweiß abtrocknete, der von seiner Stirne floß.

„„Die Carconte schloß die Thüre doppelt hinter dem Juwelier.““